

Stand und geschichte der rechtschreibung [Fortsetzung]

Autor(en): **Heyd**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **45 (1958)**

Heft 8

PDF erstellt am: **16.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-531837>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

III.

Versuchen wir's doch!

Immer wieder wird behauptet, das lesen werde, wenn künftig mit kleinen anfangsbuchstaben geschrieben werde, wesentlich erschwert. Es heißt: die großen anfangsbuchstaben lockerten das satzbild auf, so daß das auge immer wieder einen anhaltspunkt bekomme, auf den hin es den ganzen satzbegriff konzentriere. Man sagt: Die kleinschreibung mache das satzbild eintönig, das auge ermüde beim lesen viel schneller, es gebe, zumal die antqua-schriften weniger ober- und vor allem weniger unterlängen haben als die fraktur-schriften, keine anhaltspunkte, sondern nur noch einförmiges fortfließen der zeilen. Diese einförmigkeit, die so im schriftbild entstehe, mache das lesen nicht mehr zum genuß, sondern zur arbeit.

Nun – dieses schriftbild ist vorab eine ästhetische angelegenheit, ist eine reine frage des schönheitssinnes und – dazuhin – eine frage der gewohnheit. Wir haben – abgesehen von den grafikern, den schriften-entwerfern, den schriftgießern und den buchdruckern – uns bislang keineswegs die frage vorgelegt, ob wir das konventionelle schriftbild als ‚schön‘ oder nicht ‚schön‘ empfinden – abgesehen auch noch von der schule, die daraufhin die individuelle schrift ihrer zöglinge zu beurteilen pflegte und pflegt, ohne dabei zu beachten, daß hier eben schon beim kind das individuum, der charakter, seinen ausdruck sucht und findet. Wir haben das gewohnte schriftbild – ehemals fraktur, heute mehr und mehr antqua – hingenommen als reines mittel zum zweck. Und daran haben wir sehr gut getan. Nun stehen plötzlich die ästeten, nun stehen auch die psychologen auf, und rufen zum kampf für etwas, das wir bisher gar nicht als so verteidigungswürdig angesehen haben.

Amüsant – und verwunderlich – ist dabei, daß außer den großen anfangsbuchstaben nun auch die ober- und unterlängen und die buchstabenzahl der wörter psychologischen, verzeihung: sprachpsychologischen

argumenten unterworfen werden: Es soll einen entwicklungsgeschichtlichen abschnitt gegeben haben, in dem die schreiber – bewußt oder unbewußt – zu kurzen wörtern einen buchstaben mehr gegeben haben, der zwar nicht gesprochen wird, der aber das wort – nicht nur den vokal – gelängt habe, ihm so mehr gewicht beilegend, und der vor allem wörtern mit einförmigem bild (also ohne ober- und unterlängen oder mit nur einem von beidem) auf diese weise auch aufgelockert und damit leichter lesbar gemacht habe.

Sind mit diesen argumenten nicht psychologie und ästhetik überanstrengt, überfordert? Sind das nicht zu strenge konstruktionen? Macht man damit nicht aus einem reinen mittel zum zweck (zum zweck der verständigung und der ‚verewigung‘) einen zweck selbst und überfordert damit die schrift? Haben nicht schrift und sprache ganz andere, viel wichtigere, bedeutendere aufgaben? Und ist unsere schrift diesen aufgaben überhaupt gewachsen, wenn wir ihr solche ‚absichten‘ unterstellen?

Zum ästhetischen: Sind nicht unser stilempfinden und unser stilwillen in den letzten hundert und mehr jahren ganz andere geworden? Klammern wir uns also nicht mit dem ästhetischen argument an einen stil, der längst überlebt ist? Man sagt, in sprache und schrift liege auch ein stück geschichte und tradition, die mit einer vereinfachung kurzerhand auf den kehrichthaufen geworfen würden. Verdammen wir damit nicht aber sprache und schrift zu einer versteinerung in den historischen formen? Knüppeln wir damit nicht das leben nieder, das in sprache und schrift offenbar wird und wirkt? Ist tradition wichtiger als gegenwart und zukunft? Oder sind nicht alle drei ‚gleichberechtigt‘, weil das eine ohne das andere (wie großvater, vater und kind) nicht denkbar ist? In schlagworten liegen gefahren. Sie leuchten ein, sie machen eindruck und verleiten dazu, nicht weiter über grund, ursache und wirkung nachzudenken. Nehmen wir aber die schlagworte ‚ästetik‘ und ‚tradition‘, wie sie in diesem zusammenhang gebraucht werden, vor und untersuchen wir sie nach ihrem sinngehalt und nach ihrem wert eben in unserer diskussion, dann sehen wir sehr deut-

* Siehe Nr. 22/23 und 24 vom 15. März/1. und 15. April 1958.

lich, daß sie eben nichts anderes sind als schlagworte: Wir haben kein wort über den wert der entwicklung und der historischen stufen unserer schreib- und sprachentwicklung gesagt, vor allem kein abfälliges. Wir erkennen sogar mit ehrfurcht und freude den weg, den beide bisher gegangen sind. Und jeder, der sich nur halbwegs mit ihnen auf diesem wege befaßt hat, ist dankbar für die vielfalt der formen, die sie uns in ihrer geschichte vermitteln. Aber eben: wer diesen weg erkannt hat, der kennt auch die dauernde, in keinem augenblick unterbrochene weiterentwicklung, den drang, der in dieser entwicklung zum ‚vorwärts‘, zur zukunft liegt. Beharren, das ist der tod der sprache. Beharren kennt die sprache nicht. Und die heute noch nicht faßbare kulturtat der buchdrucker, die damals diesen drang mit ungeheuren neuen antrieben versah, droht ihr nun, zum totengräber zu werden. Weil wir plötzlich alles, was sprache ist, in festen formen vor uns sehen – wo gab es diese formen jemals, ehe Gutenberg seine zweiundvierzigzeilige Bibel druckte? –, weil die sprache allein nicht mehr wirken kann ohne die schrift, wird die schrift nicht mehr als ‚merk‘mal der sprache empfunden, auch nicht als ‚denk‘mal: sondern als ‚denkmal‘, als ehrenmal! Und das ist der große fehler.

Man hat mir vor einigen jahren vorgeworfen, mein vorschlag, auch unsere klassiker in die reformierte schreibweise zu übertragen, sei nicht nur wegen gelegentlicher sinnverwischungen unmöglich, sondern auch ein «roher vergriff am kunstwerk». Wo liegt denn dieser «rohe vergriff»? Ich kann ihn beim besten willen nicht erkennen, wenn ich den vorwurf nicht an jeden editor einer neuen klassikerausgabe weitergeben soll: die ausgaben letzter hand sowohl von Schiller als auch von Goethe – um nur eben die beiden größten zu nennen – sind wohl heute noch greifbar, wie auch die mittelalterlichen handschriften in den bibliotheken stehen. Und in der wortwahl werden diese ausgaben mit sicherheit immer richtig nachgedruckt. Jedoch in der schreibweise? Schrieb Goethe – vielmehr: schrieben seine sekretäre, denn er selbst schrieb ja, mindestens zuletzt, kaum mehr selbst, sondern er diktierte, was er zu sagen hatte – alles mit großen anfangsbuchstaben, was wir heute mit solchen zeichen versehen? Setzte Goethe überall da ein komma, wo wir es heute setzen? Schrieb er thun oder tun, sey oder sei? Und: ist das denn so wichtig, so wesentlich? Ist es denn nicht viel wesentlicher, daß wir verstehen, was er zu sagen hat?

Derselbe kritiker zitiert:

Und was der ganzen menschheit zugeteilt ist,
will ich in meinem innern selbst genießen,

und meint, man wisse nicht, sei nun «innern» das sinnwort oder «selbst». Nicht nur, daß er dem dichter ein schlechtes zeugnis darüber ausstellt, wie er seine verse rytmisch baute, er stellt dasselbe schlechte zeugnis hörern und lesern goethischer verse aus, die demnach nicht hören können, wo der dichter und wie er die gewichte verteilt. Wird diese zeile richtig gelesen, wird sie auch richtig gehört, dann kann kein zweifel, auch nicht der kleinste bestehen, wo das sinnwort liegt, welchem der beiden wörter das größere gewicht zukommt – auch ohne den großbuchstaben. Zudem: auch hier wurde, wie bei allen beispielen der gegner einer rechtschreibreform, ein teil aus einem ganzen gelöst und für sich gestellt. Wenn man das ganze liest, dann kann es keine zweifel geben. Davor stehen nämlich die zeilen:

Mein busen, der vom wissendrang geheilt ist,
soll keinen schmerzen künftig sich verschließen,

und danach folgen die vier zeilen:

Mit meinem geist das höchst' und tiefste greifen,
Ihr wohl und weh auf meinen busen häufen,
Und so mein eigen selbst zu ihrem selbst erweitern,
Und, wie sie selbst, am end auch ich zerscheitern.

Der zusammenhang des ganzen macht auch den teil klar, wenn je zweifel bestehen sollten. Es ist ein billiges spiel, mit teilen zu operieren, die immer, aus dem zusammenhang gerissen, auch mit großen buchstaben nur teile und also mißverständlich sind.

Und nun also: Wie können wir den ästhetikern und denen, die die tradition für wichtiger halten als das lebendige vorwärtsschreiten, widerlegen, daß sie nicht im recht sind? Schreiben wir doch einmal in der sogenannten gemäßigten kleinschreibung. *Versuchen wir's mal*, wie es aussieht, ob es schwerer zu lesen sei, als das bisher gewohnte, ob irrtümer entstehen, wenn die großen anfangsbuchstaben fehlen, ob wir den sinnzusammenhang eines satzes nicht doch intensiver erfassen ohne diese eselsbrücken. Es ist für gebildete leute so beschämend, wenn sie sagen, sie könnten das nicht lesen. Dann haben sie in der schule eben etwas versäumt: das richtige lesen. Dann

haben sie es später eben nicht mehr gelernt und erfahren: das intensive lesen. Dann sind sie eben nur das überfliegen, das überhuschen ihrer texte gewöhnt. Zugegeben: gedankenlos lesen kann man mit der kleinschreibung nicht so gut wie mit der großschreibung. Aber das ist doch ein vorteil: daß wir unsere gedanken bei der lektüre sammeln und nicht am anfang eines buches schon am ende des nächsten sind oder uns überlegen, was es heute mittag wohl gutes zu essen gebe.

Und schließlich die schreiber. Man sagt – und nicht zu unrecht – das deutsche habe andere syntaktische gesetze als unsere nachbarsprachen, deshalb sei das argument: wenn andere kleinschreiben können, dann sollten wir es auch können, keineswegs stichhaltig. Oh, wie wahr! Wenn ein anderer selbstmörderisch ins wasser springt, dann springen wir höchstens nach, um ihn zu retten, nicht um das gleiche zu tun. Deshalb ist dieses argument, das angeblich für die gemäßigte kleinschreibung spricht, recht dürftig, wenn nicht sinnlos. Aber: sind unsere syntaktischen regeln und gesetze so anders, daß sie die kleinschreibung nicht ertragen! Ich glaube: nein. Vielmehr nehmen wir uns die freiheit, aus den recht vielen, fast unerschöpflichen möglichkeiten der deutschen syntax immer die herauszusuchen, aus denen noch mehr freiheit herauszuholen ist. Wir sind – zumal in der sprache – recht krasse individualisten und meinen, wie wir unsere wörter setzen, so sei es richtig. Und die großen anfangsbuchstaben haben diese ‚freiheit‘, die keine ist, die vielmehr gedankenlosigkeit, wenn nicht gedankenfaulheit ist, so unterstützt, daß man meint, man könne so verschrobene sätze, so lange sätze, so ineinandergeschachtelte sätze ohne sie weder bilden noch lesen. Zugegeben, daß das stimmt. Aber stimmt es, daß wir solche sätze überhaupt bilden dürfen? Ich meine: Wenn jeder schreiber, der sich heute der sprache gegenüber so viel freiheit – oder noch mehr – herausnimmt, als eben noch aus der sprache herauszuholen ist, einmal überlegte, ob sein satz ohne die billige, abgegriffene eselsbrücke ‚großbuchstaben‘ zu lesen sei, daß dann weniger – aber viel besser geschrieben würde.

Und daher also das argument, daß unsere syntax ohne den großbuchstaben nicht mehr auskomme: weil man seinen sogenannten persönlichen stil nicht ändern will um einer leichter lesbaren, um einer prägnanteren und einfacheren formulierung willen. Kürzlich klagte mir ein wissenschaftler sein leid: Ein rezensent habe, weil der Autor sich um gemeinver-

ständlichkeit bemüht und die fremdwörter gemieden habe, sein werk «simpl, fast zu simpl» genannt. Ist denn unverständlichkeit, geschwollenheit ein zeichen von wissenschaft und kunst? Soll mit sprache und rechtschreibung ein standesdünkel unterstützt und betrieben werden? Dann erst recht sind alle jene argumente gegen die kleinschreibung, die wir hier aufgezählt haben, billig, allzu billig.

IV.

Geglückte versuche

Ich habe kürzlich den vorschlag gemacht, man solle es doch einfach einmal mit der kleinschreibung versuchen. Dazu ist zu berichten, daß diese versuche schon oft gemacht wurden und immer wieder gemacht werden. Ganz zu schweigen davon, daß auch die ‚schweizer schule‘ – wie viele andere zeitschriften auch – schon früher mehrmals in der sogenannten gemäßigten kleinschreibung veröffentlicht hat und in dieser reihe damit fortfährt, gibt es doch schon manche stelle, die sich der kleinschreibung, ja sogar der radikalen kleinschreibung zugewendet hat. So sei nur daran erinnert, daß die meisten filologischen publikationen des ausgehenden letzten und der ersten hälfte dieses jahrhunderts nach den vorschlägen von Jakob Grimm und seinen freunden in der kleinschreibung gedruckt worden sind – vor allem der verlag von Max Niemeyer in Halle an der Saale hat bis vor kurzem seine germanistischen fachbücher so drucken lassen, und die ‚privilegierte württ. bibelanstalt‘ hat bis vor kurzem ihre theologisch-filologischen werke nach denselben grundsätzen hergestellt – und daß in den dreißiger jahren dieses jahrhunderts die stadt Biel in der Schweiz fast ein jahr lang – bis es ihr ihre aufsichtsbehörde untersagt hat – für ihren ganzen schriftverkehr die vom ‚bund für vereinfachte rechtschreibung‘ in der Schweiz vorgeschlagene gemäßigte kleinschreibung verwendete. Aus derselben zeit liegt uns ein bemerkenswertes gerichtsurteil vor: Ein rechtsanwalt hatte bei einem rheinischen landgericht eine klageschrift eingereicht, die das gericht wegen der nicht amtlichen schreibweise abgewiesen hatte. Die beschwerde des anwalts beim oberlandgericht Köln hatte erfolg. Der bescheid lautete: Aus dem grundsatz des paragraphen 184 des (deutschen) gerichtsverfassungsgesetzes, in dem es heißt «die gerichtssprache ist deutsch», folge

nicht, daß die in deutscher sprache abgefaßten schriftsätze den jeweils geltenden regeln der deutschen rechtschreibung folgen müßten und daß sie deshalb zurückgewiesen werden könnten. Eine zurückweisung wäre höchstens dann zulässig, wenn die schreibweise von der herrschenden rechtschreibung so weit abwicke, daß dadurch lesbarkeit und verständnis des schriftsatzes in frage gestellt wären. Das sei aber hier (bei der kleinschreibung – der verfasser) nicht der fall. «Der gebrauch der kleinen anfangsbuchstaben beeinträchtigt die lesbarkeit der klageschrift nicht.» Diese juristische und bis heute nicht – von einem gericht – widerlegte feststellung ist um so beachtenswerter, als die gegner der rechtschreibreform behaupten, daß eben die kleinschreibung die lesbarkeit und das verständnis beeinträchtigt.

Daß dies alles nicht einzelfälle sind und daß diese proben aufs exempel immer weiter fortgesetzt werden, möge daraus hervorgehen, daß in der Bundesrepublik Deutschland in den letzten jahren immer mehr industriebetriebe dazu übergehen, ihre ganze korrespondenz in der kleinschreibung – und zum teil sogar in der radikalen kleinschreibung – schreiben zu lassen. Das hat, wie uns eine pfälzische fabrik mitteilt, schon dazu geführt, daß einige kunden und lieferanten dieses werkes sich diesem vorgehen angeschlossen haben – daß andererseits auch viele korrespondenten darüber den kopf schütteln und erst recht bei der geltenden rechtschreibung bleiben. Immerhin wird uns – weil, wie es heißt, die für und wider etwa gleich groß seien – versichert, daß man fest entschlossen sei, diese ‚neue rechtschreibung‘ auf keinen fall aufzugeben, sondern weiterzuführen.

Aus einer anderen industriestadt des deutschen westens wird uns mitgeteilt, daß das dort ansässige größte unternehmen sich gedanken darüber mache, die kleinschreibung in seiner korrespondenz einzuführen. Man wolle aber, um die wirkung dieses vorgehens zu verstärken und dieses vorgehen zu sichern, erreichen, daß alle dort sitzenden firmen sich diesem plan anschließen.

Während der heftigen diskussion um die stuttgarter empfehlungen hat ein süddeutscher reformfreund zwei großen – konkurrierenden – tageszeitungen einer stadt den vorschlag gemacht, sie sollten doch versuchsweise eine seite in kleinschreibung veröffentlichen und auf dieser seite auch alle anzeigen, die von den kunden in kleinschrift gewünscht würden, placieren. Damit könnte die diskussion doch geför-

dert werden und die leser bekämen ein bild von dem, was eigentlich unter kleinschreibung und rechtschreibreform verstanden werde. Sei es nun, daß durch diesen versuch die rechtschreibreform ad absurdum geführt oder bestätigt werde – diese zeitungen würden sich damit um die sache der schreibung überhaupt verdienste erwerben. Wenn beide zeitungen dem rat gefolgt wären, wäre auch das konkurrenzmoment weggefallen, das andernfalls selbstverständlich schwerwiegend gewesen wäre. Der reformfreund wurde daraufhin von der einen zeitung überhaupt keiner antwort gewürdigt, von der anderen ging ihm die mitteilung zu, daß der herausgeber zwar von der idee begeistert sei und den versuch begrüßt und gerne gemacht hätte, aber alle seine redakteure seien grundsätzlich dagegen gewesen.

Schließlich erreichte uns kürzlich die mitteilung, daß die berner zeitung ‚freies volk‘ angekündigt habe, sie werde manuskripte von anhängern der kleinschreibung, soweit sie inhaltlich abdruckwürdig seien, auch in kleinschreibung erscheinen lassen. Auch das ‚aargauer tagblatt‘ hat sich zu dieser haltung entschlossen. In Sins im Aargau habe eine versammlung beschlossen, die lokalpresse zu bitten, versuchsweise die kleinschreibung einzuführen. Während von den ersten beiden blättern der nachweis vorliegt, daß sie gelegentlich in kleinschreibung drucken, wissen wir nicht, ob die sinser blätter der aufforderung ihrer leser nachgekommen sind.

Es gibt auch in der Bundesrepublik und Österreich publikationsorgane, die sich diesen beispielen anschließen. Noch sind es aber nicht genug.

Man sieht: es tagt. Man versucht allenthalben, aus dem wirrwarr herauszukommen und den weg für das neue zu bereiten. Nur eines ist dazu zu sagen: aus den vielen einzelunternehmen sollte mit der zeit ein breiter strom werden. Sie dürfen auf keinen fall vereinzelt bleiben. Unsere sache, die sache der reformfreunde, muß es sein, dahin zu wirken, daß aus den rinnsalen, die wir so sehr begrüßen, ein bach, ein fluß und schließlich ein breiter strom werde.

(Fortsetzung folgt)

Wir wollen den Verkehr möglichst einschränken, aber auch von jeder besonderen Veranstaltung, einschließlich Verbandstagen, absehen.

Die Bettagsruhe benützen wir gerne dazu, um im Kreise unserer Familie durch Feld und Wald zu wandern.